

Zeitschrift

für

Natur- und Heilkunde

in Ungarn.

Mit gleicher Berücksichtigung für

Naturforscher, Sanitätsbeamte, Aerzte, Wundärzte und Pharmaceuten.

Man pränumerirt in Pest im Bureau der „Zeitschrift für Natur- und Heilkunde in Ungarn“, innere Stadt, Hatvenergasse, Nro. 1, ausserhalb Pest's in allen Buchhandlungen und bei allen h. h. Postämtern. — Geldsendungen ersucht man gemässigt frankirt einzusenden zu wollen.

Jeden Montag erscheint eine Nummer. — Preis für Pest: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl.; im Buchhandel und mittelst der Post: ganzjährig 10 fl., halbjährig 5 fl., vierteljährig 2 fl. 30 kr. C. M. — Inserate werden per 2-spaltige Petitzeile zu 4 kr. Conv. Münze berechnet.

Inhalt: Das Vorkommen des *Aceratherium incisivum* Kaup. in Ungarn; v. Joh. Salamon Petényi. — Markschwamm der Hirnbäute. — Wirkung des Biers auf den Menschen. — Beitrag zur Wirkung des Santonins auf das Sehorgan. — Tinctura Benzoes gegen wunde Brustwarzen. — Abortivbehandlung der Phlebitis mit fliegenden Vesicatore. — Volksheilmittel im Orient. — Miscellen. — Notizen. — Pränumerationsanzeige.

Das Vorkommen
des***Aceratherium incisivum* Kaup. in Ungarn.**

Nach einer am 29. Mai 1854 in der Sitzung der mathem. und naturhistor. Section der ung. Academie gehaltenen Abhandlung des corresp. Mitgliedes,

Joh. Salamon Petényi.

Unter den in Ungarn so zahlreich vorkommenden Ueberresten fossiler Wirbelthiere spielen unstreitig die Dickhäuter (*Pachydermata*) eine hochwichtige Rolle. Ihre in den tertiären und diluvialen Bildungen erscheinenden Knochen sind nicht nur die häufigsten, sondern als die grössesten und kräftigsten, sind sie zugleich unter allen fossilen Knochen auch am besten und vollkommensten erhalten.

Die Dickhäuter sind meist grössere, mitunter sogar riesenhafte Säuger. Da ihre Zehen durch massenhafte Klauen ganz überdeckt werden, so sind sie nicht im Stande, weder damit etwas zu umfassen, noch festzuhalten; ihre dicken Füsse dienen ihnen daher lediglich als Stützen, wesshalb sie auch der Schlüsselbeine leicht entbehren. Bei ihrem einfachen Magen sind sie auf Pflanzennahrung angewiesen. Nachdem sowohl ihre Körperbildung als Lebensweise bei weitem weniger Lebenserscheinungen bethätigt, als jene der Krallenthier, so war es nicht möglich, mehr als zwei Familien unter ihnen aufzustellen, und zwar: a) die der Rüsselsäuger (Rüsselthiere, *Proboscidea*) und b) die der eigentlichen Dickhäuter (*Pachydermata proprie sic dicta*).

Diese Säugethiere waren die Riesen, die Machthaber und Herrscher auf dem festen Lande der Urwelt; sie überrafeten sowohl durch ihre massenhafte Grösse, als auch durch die Anzahl ihrer Gattungen und Arten bei weitem ihre jetztlebenden Anverwandten; sie füllen zugleich jene fühlbaren Lücken aus, welche in den Systemen nicht nur zwischen einzelnen Gattungen und Familien, sondern sogar zwischen ganzen Ordnungen der lebenden Säugethiere stattfinden. Indem die Dickhäuter schon mit Beginn der Tertiärbildung, folglich in jener Periode der Erdballsbildung erscheinen, wo von den

Fleischfressern oder den sogenannten Raubthieren noch keine Spuren vorkommen: so hat es die Ordnung der Thierschöpfung mit sich gebracht, dass das Auftreten der Raubthiere schon das Vorhandensein einer grössern, diesen zur Nahrung dienenden Thieranzahl, folglich einen schon gedeckten Tisch voraussetzte. Aus diesem Gesichtspuncte ausgehend, ziehen die Geologen für das Alter der knochenführenden Bildungen Nordamerika's, in welchen nach Koch die Raubthiere gänzlich zu fehlen scheinen, den Schluss, dass jener Erdtheil erst später als die alte Welt von Säugethieren bevölkert worden sei.

Zu den Dickhäutern der Urwelt gehörten die Elefanten (*Mammuth*), *Mastodonten* (Zitzenzahn), *Tetracaulodon* (Stielzahn), *Missourium*, *Sus* (Schwein), *Hyppopotamus* (Flusspferd), *Anthracotherium* (Kohlenthier), *Elasmotherium* (Plattenthier), *Lophiodon* (Hügelzahn), *Paläotherium* (Urhier), *Anoplotherium* (wehrloses Thier), *Tapyrus* (*Tapyr*), *Rhinoceros* (Nashorn), und mit diesen mehr oder weniger verwandte, meist mit Rüsseln und Hautzähnen versehene Säuger der Urschöpfung.

Wir wollen uns aber diessmal von allen den hier genannten Dickhäutern trennen und bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit der verehrten Academie bloss auf die nasornartigen, und in deren Reihe hauptsächlich, und zwar desto mehr auf das *Aceratherium incisivum* lenken, als seine Ueberreste unter den Familienverwandten am seltensten in Ungarn vorkommen; als sie bis jetzt — meines Wissens — hier bloss seit 1847, also erst im letzten Jahrzehend gefunden und der auch bei uns sich entfaltenden Urwesenkunde (*Paläontologie*) bekannt geworden sind; vorzugsweise aber darum, weil ihr letzter Fundort eben hier in unsere Umgebung, in das Territorium der auch uns beherbergenden Schwesterstädte Pest-Ofen fällt, und weil wir obendrein die Errettung der letztgefundenen Spuren des Vorkommens dieses Thieres unserem allgemein geachteten Mitgliede, dem hochgeb. Herrn Baron Joseph Eötvös von Vasáros-Námény, zu verdanken haben, welcher zugleich die Güte hatte, mit der Bestimmung dieser Reliquie der Urschöpfung mich zu beehren.

Da das *Aceratherium* zu einer sehr interessanten Familie der Dickhäuter, nämlich zu jener der nashornartigen gehört, so wollen wir denn früher einige Worte über diese Familie vorauslassen, dann aber vom *Aceratherium* insbesondere sprechen.

Die zur Familie der Rhinocerotiden gehörenden Thiere sind grossentheils riesenhafte Geschöpfe. Ihren Körper deckt eine dicke, hornartige, borstige Haut. Die Füsse der jetzt lebenden Arten zählen drei gleichförmige Zehen; nur bei einer der ausgestorbenen Arten, und zwar eben bei unserm *Aceratherium* waren deren 4. Ihr grosser Kopf und Schädel ist ungemein lang, nach hinten hin allmählig emporsteigend, hinten aber plötzlich senkrecht herabfallend *). An diesem Schädel sind auch die Nasenbeine sehr langgestreckt, stark, oben gewölbt und wie in einen Wulst vereinigt; auf ihrer sehr rauhen, tiefblatternartigen Oberfläche sitzen nun ein oder zwei der Haut anklebende, wie aus lauter zusammengeleimten Borsten bestehende Hörner. Ihre Augen sind klein; sie haben oben und unten zwei Schneide- und beiderseits je sieben Backenzähne, folglich insgesamt 32 Zähne. Die Eckzähne fehlen ihnen gänzlich.

Bei ihnen sind die Schneidezähne von einer ungewöhnlichen, ja sogar in den verschiedenen Kiefern von verschiedener Bildung; von diesen sind die Backenzähne wie bei den Nagern durch eine weite Lücke getrennt. Die obern Backenzähne, den dreieckigen letzten ausgenommen, sind viereckig, die untern doppelt halbmondförmig, die einen wie die andern aber durch verschiedenartige Erhabenheiten, Vertiefungen, Einkerbungen und abgerundete Löcher ausgezeichnet.

Von diesen grossen, massenhaften, plumpen, nasse Aufenthaltorte liebenden und sich von Vegetabilien, namentlich Baumzweigen ernährenden Thieren leben auch in der jetzigen Thierschöpfung mehrere, nach den neuern Säugethierkunden etwa 5 Arten; diese sind:

1) das ostindische Nashorn (*Rhinoceros indicus*, Cuv., *Rhinoc. unicornis* Linn.). Einhörnig, seine Haut ist sehr faltig und ungemein dick, so dass daraus Stöcke und Schilde verfertigt werden. Sein Vaterland ist Ostindien, hauptsächlich die Länder jenseits des Ganges. Diese Art war schon öfters in Europa und auch in Ungarn (1818) zu sehen;

2) das Sumatra-Nashorn (*Rhinoc. sumatrensis* Cuv.). Dieses ist von der vorigen Art dadurch unterschieden, dass die Falten seiner Haut kaum ausnehmbar sind, dagegen ist es desto mehr behaart. Hinter seinem gewöhnlichen, vordern Horn sitzt noch ein zweites, kleineres. Sein Vaterland ist Sumatra;

3) das javanische Nashorn (*Rhin. javanus*). Seine Hautfalten sind unbedeutend, aber die ganze Haut ist mit kleinen, dichten, eckigen Höckern besetzt. Ausser Java wird es nirgends angetroffen;

4) das afrikanische Nashorn (*Rhin. africanus* Cuv.).

*) Die fossilen Schädel der Rhinocerosarten wurden lange für Köpfe des Greifen (*Gryphus antiquitatis* Schubert) und ihre Hörner für die Klauen dieses fabelhaften Vogels gehalten, welche Ansicht jedoch von Fischer widerlegt wurde. (Siehe L. Fischer de Waldheim: Sur le *Gryphus antiquitatis*. Moscou 1836.).

Mit faltenloser Haut, ohne Schneidezähne, auf der Nase zwei Hörner. Bewohner Afrika's;

5) das stumpfnasige Nashorn (*Rhin. simus* Bursh). Beinahe zweimal so gross wie das vorige, ebenfalls mit faltenloser Haut, zwei Hörnern, sehr breiter, stumpfer Schnauze. Es bewohnt das Innere von Afrika.

Die Zahl der jetzt lebenden Nashornarten wird bei weitem übertroffen durch die Zahl der auch bis jetzt schon entdeckten ausgestorbenen fossilen Rhinocerosarten. Damit wir auch mit dem Namen, den Kennzeichen und Fundörtern dieser Thiere bekannter werden, mögen hier auch von diesen einige angeführt sein. Dahin gehört z. B.:

1) das wandnasige Nashorn (*Rhinoc. tichorhinus* Cuv., *Rhin. antiquitatis* Blumb., *Rhin. Pallasii* Desm., *Rhin. sibiricus* Fischer). Diese auf dem ganzen Erdball, folglich auch in allen Tertiärbildungen der Ländereien Europa's häufigste und verbreitetste Art, kommt in Höhlen, Knochenbreccien und Flüssen vor. Ein vollständiger Leichnam eines derartigen Bewohner der Urwelt wurde schon 1771 im gefrorenen Sande am Ufer des Flusses Wilhui bei Irkutsk gefunden, von welchem Pallas berichtet, dass das Thier mit längern Haaren, besonders am Kopfe und an den Füssen bedeckt gewesen sei. Daher ziehen die Naturforscher den Schluss, dass auch diese Thiere, eben so wie die starkbehaarten Mammuthen, mehr für nördliche, kalte, als für südliche, heisse Gegenden bestimmt gewesen sein mochten.

Das wandnasige Nashorn war von allen andern Gattungsverwandten unterschieden, vorzüglich durch seinen sehr langen, schmalen, beinahe durchgehends gleich hohen und breiten Schädel, namentlich aber durch jene dicke, knochige Scheidewand, wodurch seine Nasenhöhlen gänzlich von einander getrennt waren, wesshalb man es füglich das „wandnasige“ nennen kann. Auf der Oberfläche seiner Nase standen zwei bedeutend grosse, 3—4 Fuss hohe Hörner, worauf die daran sichtbaren, rauhen, grobblatternartigen, wulstigen zwei Stellen hindeuten.

Ich sprach von dieser fossilen Nashornart deshalb länger, weil ihre Ueberreste auch in unserm Vaterlande Ungarn am häufigsten vorkommen. Wiefern es mir bekannt ist, sind die meisten bisher aus der Theiss herausgefischt worden. Von solchen besitzt unser Nationalmuseum 3 Schädel, 2 Unterkiefer, 1 Oberarmknochen, so wie mehrerlei Bruchstücke. Ein verstümmelter Schädel nebst dazu gehörigen mehrern Gebeinen wurde 1842 in Szent-Gerlicze bei Maros-Vásárhely ausgegraben und vom Oberphysicus des Marosvásárhelyer Bezirkes, Dr. Sigismund v. Béltéki dem ungar. Nationalmuseum verehrt. Jener Schädel aber, welcher bei Gelegenheit der VI. Versammlung von Ungarns Naturforschern und Aerzten 1846 zu Kaschau im Saale der Academie zur Schau aufgestellt war, wurde aus dem See Ortó beim Markte Kapos im Unghvárer Komitate herausgezogen. Auch zu Eperies war bei der berührten, hier fortgesetzten Versammlung ein Oberkieferzahn, als Eigenthum des dortigen evang. Collegiums, zu sehen, dessen Fundort, leider, unbekannt ist.

Mir war es ebenfalls gelungen, von dieser fossilen Nashornart in unserm Vaterlande Mehreres zu sammeln. So brachte ich 1851 von meiner naturhistor. Reise in Oberungarn verschiedene Skelettheile, mehrere Oberbackenzähne,

Arm-, Hinterfuss-, Fersen- und Zehengliederbeine für unser Museum nach Hause, welche aus der im obern Granthale, im Weichbilde des wegen der ausgezeichneten k. k. Eisenwerke bekannten Ortes Rohnitz (Hronec) im Sohler Komitate liegenden Knochenhöhle Lipowa herkommen, wo sie mit Knochenüberresten des *Ursus spelaeus*, *Equus fossilis*, *Bos primigenius*, *Ovibos fossilis*, *Cervus elaphus priscus* und *Elephas primigenius* begraben lagen. Es dient mir zum besondern Vergnügen, der hochverehrt. Academie auch hier einige Exemplare davon zeigen zu können; ich bin aber zugleich so frei, die Herren Mitglieder zur Besichtigung der übrigen, so wie überhaupt der Ueberreste unserer fossilen Nashornarten, in die Sammlung des ungar. Nationalmuseums höflichst einzuladen.

Zu den fossilen Nashornarten zählt man ausserdem :

2) das Schleiermacher'sche Nashorn (*Rhinoceros Schleiermacheri* Kaup.). Der Bildung seiner Nase nach stand es am nächsten dem jetzt lebenden Sumatraer Nashorn; es war zweihörnig; seine Ueberreste werden in Baiern und Württemberg gefunden;

3) das dünnnasige Nashorn (*Rhinoc. leptorhinus* Cuv.) in Frankreich;

4) das Riesen-Nashorn (*Rhinoc. giganteus*), in Nordamerika;

5) das Zwerg-Nashorn (*Rhinoc. pygmaeus* Münst.), in Baiern;

6) das breit Zahnige Nashorn (*Rhin. latidens*), im Birmanenland;

7) das schmal Zahnige Nashorn (*Rhin. angustidens*), in Europa, in Amerika;

8) das Humboldt'sche Nashorn (*Rhin. Humboldtii*), in Chili;

9) das Goldfuss'sche Nashorn (*Rhin. Goldfussii* Kaup.), in den Rheinprovinzen;

10) das Cordilleren-Nashorn (*Rhin. Cordillerarum*), im Gebirge Chikito vorkommend.

Ausser diesen werden noch in paläontologischen Werken erwähnt :

11) *Rhinoceros angustirictus*; 12) *Rhin. Steinheimensis*; 13) *Rhin. molassicus*; 14) *Rhin. alleghaniensis*; 15) *Rhin. leptodon*; 16) *Rhin. elephantoides*; 17) *Rhin. tapyroides*, und 18) *Rhin. incisivus* Cuv.

In neuerer Zeit gelang es vorzüglich dem rühmlich bekannten Darmstädter Paläontologen, Professor Kaup, soviel ausgezeichnete Skeletüberreste des letzterwähnten Thieres, nämlich des *Rhin. incisivus* Cuv. zusammen zu bringen, und namentlich aus dem Eppelsheimer Sande beinahe ganz vollständige Schädel sich zu verschaffen, dass er dadurch in den Stand gesetzt wurde, die interessantesten Vergleichen anzustellen und zu beweisen, das *Rhinoceros incisivus* Cuv. sei streng genommen keineswegs ein echtes Nashorn gewesen. Kaup stellte nun dieses Thier auf dem Grunde echter, generischer Unterschiede unter einem ganz besondern Gattungsnamen in der Urwesenkunde auf. Während nämlich die Nasenbeine der echten Nashorne sehr dick, stark, gewölbt, rauh, folglich zum Horntragen vollkommen geeignet sind, sind dagegen die Nasenbeine unsers Thieres kurz, dünn, schmal, glatt und aufwärts gebogen, daher zum Horntragen durchaus untauglich, folglich auch in der That hornlos, wesshalb

es Kaup „*Aceratherium*“, das ist, hornloses Thier nannte.

Ausser jenen bis jetzt erwähnten Hauptunterscheidungsmerkmalen war die Gattung *Aceratherium* von den echten *Rhinoceros*en noch auch dadurch merklich unterschieden, dass sein beinahe schweinförmiger Schädel sich nach hinten bloss allmählig erhebt; dass auf dessen Kamme durchaus eine Furche fortläuft; dass jener Winkel, welcher auf seinem Schädel zwischen dem Nasenbein und dem Oberkiefer gebildet wird, hier viel weiter zurückfällt, als bei den echten Nashornarten, er steht nämlich beim *Aceratherium* über dem 4., bei diesen aber über dem 2. Backenzahne; auch dadurch, dass die Augenhöhlen beim *Aceratherium* viel kleiner sind, als bei den *Rhinoceros*arten, denn bei ihm ist das Jochbein um vieles breiter und nach vornehin bedeutend gestreckter, dazu noch mit vorspringenden Ober- und Unterfortsätzen versehen, wodurch die Augenhöhlen natürlich stark verschmälert werden. Während die Füsse der echten *Rhinoceros*en bloss 3-zehig sind, waren jene der *Aceratherien* 4-zehig. Auch das *Aceratherium* zählt insgesamt 32 Zähne, nämlich in jedem Kiefer einen starken Schneidezahn und sieben Backenzähne. Seine obern Schneidezähne gehören zu den grössten Seltenheiten, und wenn jemals vielleicht auch in unserm Vaterlande gefunden, sind sie wenigstens für die Wissenschaft nicht gerettet worden.

Das von Kaup aufgestellte *Aceratherium incisivum* wurde zusammen gefunden mit den Resten des um vieles grössern Schleiermacher'schen Nashorns (*Rhinoc. Schleiermacheri* Kaup.) in den Tegelbildungen der Tertiärformation von Mainz, im Tegelkalke zu Oppenheim und Budenheim, hauptsächlich aber im Sande von Eppelsheim, Monbach und Windheim, welche Ueberreste Professor Kaup zu den nöthigen Vergleichen, Bestimmungen und Beschreibungen dieses Thieres dienten. Jene Ueberreste hingegen, welche in Baiern, und hier namentlich unweit Nürnberg, in den Umgebungen von Georgensgmünd entdeckt werden, dienten dem Frankfurter berühmten Paläontologen, Herrn v. Meyer, zu wissenschaftlichen Untersuchungen, während wieder die in Frankreich bei Abéville, Avaray und Sansan zu Licht geförderten den Forschungen des grossen Cuvier zu Grunde lagen.

Es sind auch in Oesterreich schon mehrere Skelettheile des *Aceratherium incisivum* an verschiedenen Orten gefunden worden. So z. B. wurde im December 1846 in Wien am Rennwege in der Nähe vom Belvedere, in den dortigen Sand- und Schottergruben, in der Tiefe von 8 Klaftern ein ganzer Schädel mit allen 14 Oberkieferzähnen ausgegraben; so ein Jahr später auf demselben Platze und nur etwa 100 Klafter vom vorigen Fundorte entfernt, wurden wieder mehrere Bruchstücke vom Unterkiefer, ja sogar ein Schneidezahn gefunden. So grub man 1845 am 6. December am Fusse des Wienerberges, im Tegel der Miessbach'schen Ziegelöfen bei Inzersdorf, in einer Tiefe von 7 Klaftern einen wohl erhaltenen Unterkiefer mit allen 7 Zähnen heraus. Ja, Herr Miessbach erhielt selbst aus seinen Steinkohlengruben bei Gloggnitz ein hübsches Bruchstück von einem Unterkiefer.

Einzelne Bruchstücke und lose Zähne wurden schon oftmals gefunden im Laitthalke, auf dem Kalvarienberge zu Baden, in Eisgrub, Hohenwarth, Kräms und in der Nähe vieler andern Ortschaften Oesterreichs.

Diese für die Wissenschaft glücklich vom Untergange geretteten Reliquien der Urwelt sind in Wien, theils im k. k. Hofmineralienkabinete, theils in den reichen paläontologischen Sammlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt zu sehen. Wem es aber gefällig wäre, darüber noch umständlichere Notizen zu erhalten, den verweise ich auf Wilh. Haidinger's Zeitschrift: „Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien“, woselbst sie im I. Bande, S. 50–55 und im II. Bande, S. 40, 41, 411–412 von Dr. Moriz Hörnes weitläufiger mitgetheilt werden.

Auch in unserm theuren Vaterlande Ungarn sind schon hie und da einzelne Ueberreste des *Aceratherium incisivum* vorgefunden worden, woselbst mir bis jetzt vier Plätze bekannt wurden.

Der erste Fundort ist der Grobkalksteinbruch (Laithakalk) zu Sós-kút, hier am südlichen Abhange des Ofner Promontoriums. Als dort im Jahre 1847 zum Bau der Pest-Ofner Kettenbrücke grosse Steinblöcke gebrochen wurden, tauchte auf ein Mal aus der Tiefe von etwa 3 Klaftern, in den Mutterstein wie eingegossen, ein ganzer Schädel dieses Urthieres hervor, welcher aber leider, aus Unaufmerksamkeit und Unwissenheit der Steinbrecher zusammengebrochen und zerworfen wurde. Doch gelang es einem unserer academ. Mitglieder, dem damaligen Secretär des Kettenbrückenbaues, Herrn Anton v. Tassner, diesen mit beinahe vollständigen 6 Zähnen versehenen linken Unterkiefer zu retten, welchen er dem ungar. Nationalmuseum verehrte, ich aber aus dem Steine gehörig ausmeisseln liess, bestimmte, und hier in Natura vorzuzeigen die Ehre habe. (Siehe auf der beigefügten Zeichnung Fig. 2., III. bis VII. Backenzahn).

Der zweite Fundort der Ueberreste von *Aceratherium incisivum* in Ungarn sind die ausserhalb Oedenburgs auf dem nordwestlich stehenden Hügel Krutzenberg (Kuruczdomb) geöffneten Schottergruben, wo 1846 in einer Tiefe von mehreren Fuss dieser schöne lose, 6. Backenzahn des linken Unterkiefers gefunden und von meinem hochverehrt. Freunde, dem hochw. Herrn Professor des dortigen kathol. Lyceums, Eusebius v. Vidák, gerettet und bei der im Jahre 1847 zu Oedenburg gehaltenen VII. Versammlung der Naturforscher und Aerzte Ungarns mir für das ungar. Nationalmuseum überlassen wurde (Siehe Fig. 3.). *)

Der dritte Fundort von Ueberresten des *Aceratherium incisivum* ist in Ungarn der in der Barser Gespanschaft an der Gran, unweit der bischöflichen Residenz, zu Heiligen-Kreuz fortgebaute Kaiser-Ferdinand-Stollen, wo im November 1850 aus dem Basalttuffe neben 3 Bruchstücken von Fussknochen zugleich der 3. Backenzahn des linken Oberkiefers ausgegraben und mir von meinem verehrten Freunde, dem k. k. Kremnitzer Bergmarkscheider, Hrn. Andr. v. Jurenák, zur Bestimmung zugesandt wurde.

*) Herr Dr. Moriz v. Hörnes, Custos-Adjunct am k. k. Hofmineralienkabinete zu Wien, erwähnt in seinem „Verzeichnisse der Fossilreste des Tertiärbeckens von Wien“, S. 13 noch zweier Plätze im Oedenburger Komitate, wo Ueberreste des *Aceratherium incisivum* ebenfalls sollen gefunden worden sein, und zwar zu Loretto, am Fusse des Laitthagebirges, und zu Goyss, (?) am Neusiedlersee. Sollte dieser letztere Ort etwa Nyulas Joisz (Joiss und nicht Goiss) sein? Dann wäre es im Wieselburger Komitate.

Da ich diesen interessanten Gegenstand hier in Natura nicht vorzeigen kann, indem derselbe, als Eigenthum der Schemnitzer k. k. Bergacademie, gleich nach seiner Bestimmung von mir zurückgeschickt werden musste: so freut es mich um so mehr, ihn wenigstens in einer von meinem Neffen, dem Maler Ant. Háan, wohlgelungenen Zeichnung in Naturgrösse und von verschiedenen Seiten dargestellt unter Fig. 1. a. b. c. vorstellen zu können, da unser Nationalmuseum bis jetzt in seinen Sammlungen noch keinen obern Backenzahn dieses urweltlichen Thieres besitzt.

Auch in dieser Zeichnung ist genau auszunehmen, dass die Kronen der obern Backenzähne des *Aceratherium incisivum* viereckig waren; dass auf diesen Kronen verschiedene Erhabenheiten, Vertiefungen, Löcher vorkamen; dass diese Zähne auf ihrem Grunde solche faltige Verdickungen haben, welche auf den Backenzähnen echter Rhinoceroten nie zu sehen sind. Dass dieser durch mich bestimmte Zahn wirklich der dritte Backenzahn des linken Oberkiefers gewesen, diess ist ersichtlich überhaupt schon aus der Charakteristik dieser Zähne, jedoch noch mehr daraus, dass bloss der dritte Backenzahn auf seinem innern Grunde eine gezähnelte, auf der beigefügten Zeichnung a. und b. unter x. deutlich sichtbare Faltenverdickung hat, so wie aus der bei z. in der Zahnkronenmitte sichtbaren, halbmondförmig umschweifigen Einkerbung, welche Kennzeichen insgesamt bei allen übrigen Zähnen entweder anders gebildet sind, oder gänzlich fehlen. (Siehe Bronn's Lethaea geognost. S. 1–14, Taf. XLVII, Fig. a. d.; Cuvier Recherch. a. l. ossem. foss. S. 89, Taf. XVIII, Nr. 2. *)

Der vierte Fundort von Ueberresten des *Aceratherium incisivum* in Ungarn ist das Gebiet der Schwesterstädte Pest-Ofen.

Als im verflossenen (1853) Sommer der in Ofen practicirende Arzt Dr. Patachich in seinem auf dem östlichen Abhange des Ofner Schwabenberges geöffneten Steinbruche die aus tertiärem Sandstein und einer demselben schichtenweise beigemengten Kieselbreccie bestehenden Massen zur Erbauung seiner Villa und einer Wohnung für die Berghüter brechen liess, stiessen die Steinbrecher auf einmal, wie sie sagten, auf die im Steine eingeschlossenen Knochenüberreste eines grossen Thieres. Nicht sowohl von einer Pietät gegen die durch ihr Alterthum geheiligten Reliquien der Urschöpfung, als vielmehr durch ein unbekanntes besseres Gefühl gedrungen, liefen sie zum Besitzer des Steinbruches und machten den Gelehrten aufmerksam auf ihre seltene Entdeckung. Und dennoch sind, trotz der sogleich getroffenen weisen Anstalten des Herrn Doctors alle die zu Licht geförderten Reliquien der Urwelt in die Gebäude eingemauert worden.

Dieser Vorfall ist, leider, zu spät zur Kenntniss des Herrn Barons Joseph von Eötvös gelangt. Als dieser Freund der

*) Die Massverhältnisse des oben beschriebenen 3. Backenzahns des linken Oberkiefers waren: grösste Länge seines Durchmesser dort genommen, wo sich der innere Zahnrand nach hinten verdickt = 2''; kleinere Länge auf seinem Aussenrande, so wie auch die Wurzellänge um 3'' geringer; Breite oder Dicke von aussen = 1'' 5''; in seiner Mitte und innerlich 1'' 3''; Höhe, die grösste vorne 1''; am tiefsten Ausschnitte 10 1/2''; von innen die grösste 9 1/2''; die mittelgrosse 7''; die geringste 6 1/2''.

Wissenschaften von seiner westeuropäischen Reise in die Arme seiner Theuersten auf seine Schwabenberger Villa zurückkam, vermochte er von dem mittlerweile dort vorgefundenen Urthier ausser der betrübenden Nachricht weder im Steinbruche, noch um die schon halbwegs aufgebauten Häuser etwas Weiteres vorzufinden. Mit Thränen des innigsten Bedauerns fing er an sie zu begleiten, die so sündhaft entschwundenen, auf ewig unbekannt gebliebenen, die der so eben im Werden begriffenen naturhistorischen Topographie von Pest-Ofen, so wie der vaterländischen Paläontologie hier eben, am Sitze der vaterländischen Literatur, entrissenen, und jetzt erst eigentlich wahrhaft vernichteten Reliquien der Urschöpfung! Als er nun so unter dem Drucke verzweifelter Gedanken und trüber Gefühle hin und hergehend, jeden dort und hier liegenden Steintrümmer allerseits mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete, konnte sich der Schutzengel von den Plätzen des jüngsten Verderbens jener Reliquien nicht eher trennen, als bis er endlich dennoch irgend eine Spur, bis er diesen Steinbrocken antraf, in welchem er, obzwar auf den ersten Anblick durchaus nichts von irgend einer organischen Substanz zu sehen war, dennoch wenigstens irgend eine, wenn auch die mindeste Spur des eingemauerten Urthieres zu finden hoffte. Der Herr Baron beschloss ohne weiters auch diesen Trümmer zu retten und ihn unter andern auch mir vorzuzeigen. Und siehe! eben dieser Steinbrocken ist Alles, was von dem Urthiere für uns dageblieben; es sind daran nämlich drei Hohlabdrücke von drei Zähnen, worunter sich in einem doch noch ein etliche Linien breites, dem Hohlabdrucke anhängendes Bruchstückchen aus der Schmelzsubstanz glücklicherweise erhielt. Dieses Atom ist nun der Repräsentant jenes Geschöpfes Gottes, dessen Ueberreste durch die Katastrophe der grossartigen Umwälzung des ganzen Erdballs hier auf unserm Schwabenberge zu Gunsten der Wissenschaft einer künftigen Schöpfung bestattet, aufbewahrt — leider, durch Mitglieder des „sogenannten homo sapiens der Jetztwelt“ vernichtet wurden.

Ich habe auf jenem mir durch den Herrn Baron mir mitgetheilten Steinbrocken auf den ersten Blick Zahnabdrücke eines Pachydermen erkannt und ihm in wenigen Augenblicken zugleich das Thier, nämlich das *Aceratherium incisivum*, von dessen Zähnen die Hohlabdrücke herkommen, genannt, so wie auch bestimmt, dass sie die Abdrücke des 4. und 5. ganzen und eines Bruchstückes des 6. Backenzahns eines linken Oberkiefers seien. Das Ganze ist jedoch bei weitem vollkommener

hier auf diesem durch mich in die Hohlabdrücke des Steines veranstalteten Gypsabgüsse zu sehen, welcher mit dem entsprechenden 4., 5. und 6. Backenzahn des linken Unterkiefers aus *Sóskút* vollkommen übereinstimmt. (Siehe auf der Zeichnung Fig. 4). Wenngleich nun alle jene Ueberreste des *Aceratherium incisivum*, deren ich diessmal zu erwähnen oder die ich vorzuzeigen die Ehre hatte, im Vergleiche zu jenen als Kleinigkeiten verschwinden, welche in den paläontologischen Sammlungen Englands, Frankreichs und Deutschlands prangen: so sind sie doch, nachdem sie in einer so kurzen Zeit, binnen kaum einem Decennium, schon auf vier verschiedenen und von einander ziemlich entfernten Plätzen gefunden wurden, unstreitig sprechende Beweise theils dessen, dass in dem so viele und merkwürdige geologische und paläontologische Schätze bergenden Ungarn gewiss auch vom *Aceratherium* noch bei weitem Mehreres, hoffentlich ganze Skelete, zu Licht gefördert werden können, theils erfreuliche Zeugen dessen, dass die noch vor Kurzem in unserm Vaterlande ganz brach liegende Wissenschaft der Urwesenkunde (Paläontologie), so wie ihre Hilfsquellen und Hebel, namentlich ein unermüdet fleissiges Nachsuchen, Sammeln, Erretten, Forschen und Erkennen der urweltlichen Thier-, so wie aller organischen Ueberreste, sich während der letzten Jahre immer mehr und erfreulicher entfalten, heranwachsen, allgemeiner geliebt und ausgeübt werden.

Wie schön ist das Resultat auch nur schon dieses kleinen Zahnabdruckes! Ist denn nicht auch dadurch wieder die vaterländische Urwesenkunde vermehrt, die Naturgeschichte des *Aceratherium* durch die Kenntniss eines neuen Fundortes bereichert worden? Ja, auch uns selbst wurde dadurch Gelegenheit geboten, einen wissenschaftlichen Gegenstand, einen merkwürdigen urweltlichen Säuger, den wir vor Kurzem noch kaum dem Namen nach kannten, genauer kennen zu lernen.

Ist es uns demnach daran gelegen, die aufkeimende vaterländische Urwesenkunde zu begründen, unsere paläontologischen Sammlungen zu bereichern, sie zugleich belehrend, nutzbringend, blühend und allgemein bekannt zu machen: so lasset uns denn unermüdet suchen, sammeln, forschen und zu ihren Gunsten so viel Gegenstände, Reliquien und Schätze der Urwelt erretten, als es uns nur möglich ist! Lasset uns hierin aufgemuntert und geleitet sein durch das edle Beispiel unserer academischen Mitglieder, der verehrten Herren Ant. von Tassner und Baron Joseph von Eötvös.

Allgemeine Rundschau.

Klinische Memorabilien.

Markschwamm der Hirnhäute. Theodor B., Schuhmachermeister, 34 Jahre alt, seit fünf Jahren glücklich verheirathet, Vater von 2 Kindern, war früher stets gesund und ein sehr fleissiger Mann. Ueber den Anfang seiner Krankheit kann weiter nichts Genaueres angegeben werden, als dass er seit einem Jahre viel an Kopfweh litt, jedoch bis zum Winter 1853, etwa 7 Monate vor seinem Tode, noch arbeitete. Von dieser Zeit an konnte er wegen beständiger Schmerzen, die ihren Sitz in der rechten Seite des Kopfes hatten, ferner wegen einer bedeutenden Abnahme der Sehkraft,

in Folge deren er die Schuhe falsch zuschnitt, ohne es zu bemerken, und wegen allgemeiner Schwäche der Glieder nichts mehr thun. Schon seit jener Zeit hatte seine Frau einen schielenden Blick und eine schiefe Stellung des Mundes, ferner nicht zu sättigende Esslust, Stuhlverstopfung und grosse Neigung zum Schläfe beobachtet. Etwa 5 Monate vor seinem Tode bekam er plötzlich in der Nacht einen Krampfanfall, der sich seitdem im Ganzen etwa 10-mal, stets in der Nacht, in bald längern, bald kürzeren Pausen wiederholt hat, und meistens eine Viertelstunde dauert. Dabei pflegte besonders der Mund heftig zu zucken, der Körper wenig, die Besinnung nie ganz verloren. Einigemal dauerte der Zustand abwechselnd

mit tiefem Schläfe gegen 12 Stunden. In den letzten 6 Wochen behandelte ich ihn und beobachtete Folgendes: ziemlich gut genährten Körper, schlechte Haltung desselben, besonders des Kopfes, schwankenden Gang, blasses, erfahles Gesicht, matten, schielenden Blick, normale Pupillen, Klagen über Schwächeichtigkeit und Doppeltsehen, und über einen fortwährenden, heftig drückenden Schmerz in der rechten Seite des Kopfes, nach der rechten Seite herabhängenden Mund, Unvermögen den Speichel im Munde festzuhalten, ferner nächtliches Unvermögen, den Urin zu halten, sonst keine Lähmungserscheinungen am Körper, Stuhlverstopfung, fortwährenden Hunger, Schlafsucht, einen normalen Puls von 70 Schlägen, gute Hoffnung auf Besserung, stets heitere Laune, beginnende Fatuität. Der Kranke war früher mit Blutentziehungen aller Art und mit drastischen Abführmitteln ohne Erfolg behandelt worden. Ich machte anfangs noch einen Versuch mit der Pockensalbe, welche ich (Tart. stib. und Fett zu gleichen Theilen) in den Hinterkopf und Nacken einreiben liess, ferner mit Senflüssbädern und gelinden Abführmitteln, aber ohne Erfolg. Späterhin liess ich einen Thee aus Arnica, Valeriana und Rheum trinken, und zuletzt beschränkte ich mich darauf, an den Krampftagen nach Bedürfniss $\frac{1}{2}$ - bis 2-stündlich 20 Tropfen von Tinct. Valer. und Aq. Amygd. amar. ää zu geben. Ende Mai wurden die Anfälle häufiger, und am 5. Juni trat früh ein heftiger Anfall mit häufigem galligen Erbrechen ein, der bei ruhigem, nur spastischem Pulse den ganzen Tag fort dauerte, und Abends ohne weitere Zufälle in ruhigen Schlaf und Tod überging. Da ich mit der Diagnose, die ich auf ein unheilbares Gehirnleiden, und zwar entweder auf einen Erweichungsprocess oder auf eine selbstständige Geschwulst der rechten Hemisphäre stellen musste, im Klaren war, so verordnete ich auch am Todestage ausser obigen Tropfen gar nichts.

Section. Schädel sehr blutreich, etwa in der Mitte des rechten Scheitelbeins im Umfange eines Thalers sehr verdünnt und mit kleinen linsengrossen Eindrücken versehen, von Granulationen der Dura mater herrührend, die sich jedoch leicht ablösen liess. Die Dura mater war an dieser Stelle mit dem Gehirn so fest verwachsen, dass sie nur mit dem Messer getrennt werden konnte, die Pia mater strotzte von Blut. Die Gehirnoberfläche war so gespannt und gegen den Schädel gepresst, dass die Sulci als Linien erschienen, und die darüber gespannte Arachnoidea nicht zu sehen war. Das Gehirn war fest, die Basis cerebri und cranii normal, eben so die Gehirnnerven, die Gefässe blutreich. Das Innere des Gehirns blutreich, in allen Ventrikeln viel Serum. An der der kranken Schädelstelle entsprechenden Partie des Gehirns, welche sich hart anföhlte und an der Dura mater festhing, fand sich eine Geschwulst von der Grösse einer plattgedrückten Kugel, deren Durchmesser etwa 3 und $2\frac{1}{2}$ '' betrug, und die sich in die Hirnsubstanz so eingebettet hatte, dass sie durch Schütteln und Schieben leicht herausgedrängt werden konnte. Sie hatte eine zarte Umschliessungsmembran und stellte sich als ein abgerundetes Ganze mit dreiergrossen, höckerigen Erhabenheiten dar. Sie war offenbar auf der Gehirnoberfläche (ob auf, in oder unter der Pia mater?) entstanden, hatte durch ihr Wachsen das Gehirn comprimirt, war mit der Dura mater verwachsen, und stand im Begriff, den Schädel durch Resorption zu durchbohren. Sie war etwas fester als die Gehirnschubstanz, im Innern gleichmässig weiss und gefässarm. Man konnte vom Durchschnitte einen Brei abschaben, welcher aus Kernzellen mit 1, 2 und 3 Schwänzen und aus Körnchenzellen bestand. Abgeschnittene Theilchen zeigten ausser denselben Zellen noch Gefässe und Blutkörperchen. Fasern konnte man nur in der umhüllenden Membran erkennen. Die Geschwulst war also ein reines Zellengebilde und für ein Carcinoma medullare zu halten. Die Section der andern Höhlen wurde leider nicht gestattet. (Dr. Metsch, Assistenzarzt im königl. 31. Infanterieregimente, in der preuss. Vereinsz. Nr. 35.).

Zur Bromatologie.

Wirkung des Biers auf den Menschen; von Dr. F. W. Böcker. (Arch. f. wissensch. Heilk. I. 4.). Vf. vergleicht die Menge und Zusammensetzung des Harns bei Wasser- und Biergenuss. Die Resultate von je 8 ausführlichen Analysen des in 24 Std.

gelassenen Harns liegen im Originale vor; die Diät war bei den genannten Untersuchungen die gewöhnliche; in 2 weitem Versuchen mit Wasser- und Biergenuss wurde 36 Std. gefastet. Beide Getränke sind vorher analysirt worden; die täglich genossenen Quantitäten sind angegeben, sie betragen zwischen 2 und 6 Kgrmm.

Da Vf. selbst mit dieser Arbeit „nur eine schärfere Fragestellung für neue Experimente“ bezweckt, so müssen auch wir uns gleich ihm bloss an die allernächsten Resultate halten.

Die Harnmenge erscheint nach dem Biertrinken herabgesetzt, und zwar sowohl im Verhältniss zu der im Mittel für 24 Std. eingeföhrten Biermenge, als besonders im Vergleiche zu den Versuchen mit Wasser; diess gilt bei dem Biere zunächst für den Winter, aber auch im Sommer übertrifft Vrs. Harnmenge nach reichlichem Wassertrinken die eingenommene Wassermenge bei Weitem. Die Harnquantität der einzelnen Tage differirt bei gleicher Nahrung und gleicher Menge von getrunkenem Wasser bedeutend, beim Biertrinken noch beträchtlicher, und zwar nach beiden Seiten hin, z. B. bei 2631 Grmm Bier 3433 Grmm Harn und bei 3980 Grmm Bier 2944 Grmm Harn (an demselben Tage, dafür aber auch z. B. im letztern Falle, wo einmal zwei Tage hintereinander experimentirt worden ist, am nächstfolgenden Tage 4461 Grmm Harn bei 3980 Grmm Bier).

Während beim Biergenusse täglich im Mittel 187 Grmm fester Stoffe mehr eingeföhrt werden, als beim Wassertrinken, finden sich doch nur 4 Grmm fester Stoffe mehr in den Ausscheidungsproducten, als im letztern Falle. Der Harnstoff ist beim Biertrinken nur um ein Minimum vermehrt. Die Menge der insensibeln Perspirationsproducte scheint beim Biertrinken etwas vermindert zu sein. Die Harnsäure zeigte sich nach dem Biergenusse stets vermehrt. Die Salze, besonders die feuerbeständigen, werden bei gleichzeitiger Einnahme von Nahrungsmitteln vermehrt, bei Nahrungsentziehung aber bedeutend (um 5,5 Grmm) vermindert, obgleich mit dem Biere täglich durchschnittlich 4,052 Grmm feuerbeständiger Salze mehr in den Organismus eingeföhrt werden, als mit der gleichen Menge Wassers. Das Chlornatrium ist nach der Bieraufnahme vorzugsweise (um 3 Grmm) getseigert, obschon das Bier nur Spuren davon enthielt. Was die Sulphate betrifft, so enthält das Trinkwasser gar keine schwefelsauren Alkalien, sondern nur eine sehr geringe Menge schwefelsauren Kalks, während jene in dem verbrauchten Biere in grosser Menge vorhanden waren; trotz der im letztern Falle mehr als 100-fach grössern Einfuhr von Schwefelsäure, wurde doch dabei eine namhaft kleinere Menge Schwefelsäure durch den Harn entleert, als beim Wassertrinken. Da ein Theil der ausgeschiedenen Sulphate wahrscheinlich von zersetzten Proteinkörpern herstammt, so ist Vf. geneigt, in dieser Verminderung der Schwefelsäuresecretion nach dem Genusse von Bier einen retardirenden Einfluss auf den Umsatz einer der Proteinsubstanzen zu erblicken, eine Ansicht, welche durch die verhältnissmässig geringe Harnstoffausscheidung gestützt wird. Die phosphorsauren Alkalien, welche als solche bei den Wasserversuchen gar nicht, bei dem Biertrinken in einiger Menge eingeföhrt wurden, erschien im letztern Falle allerdings vermehrt, jedoch nicht in derselben Menge ausgeschieden, in welcher sie durch das Bier eingeföhrt werden. Von den Erdphosphaten geht beim Biergenusse mehr phosphorr. Magnesia, weniger phosphorr. Kalk in den Harn über, jedoch erscheint auch von ersterem Phosphate nur etwa der zehnte Theil des mit dem Biere eingenommenen Salzes im Harn wieder. Kali wird durch das Bier in ungleich höherer Quantität zugeföhrt und ist dasselbe auch im Harn vermehrt, doch nicht im Verhältniss des eingeföhrten Plus von Kali.

Demnach scheint dem Biere ein verzögernder Einfluss auf den Stoffwechsel zugeschrieben werden zu müssen, da sich die Producte desselben (im Harn) fast alle entweder absolut oder relativ vermindert finden, wovon nur das Kochsalz eine entschiedene, der Harnstoff eine zweifelhafte Ausnahme macht. Die Bestätigung dieses Einflusses an andern Individuen, die Ermittlung der Frage, welcher der im Biere enthaltenen Substanzen vorzugsweise diese Wirkung zuzuschreiben sei, namentlich ein schärferer Vergleich mit der Alcoholwirkung, bleibt spätern Untersuchungen vorbehalten.

Die Quantität der durch die Lungen ausgeschiedenen Kohlen säure erleidet durch den Biergenuss eine geringe Abnahme. Sie

betrug bei Vf. im Normalzustande (im Mittel aus 50 zu verschiedenen Tageszeiten angestellten Bestimmungen) $4,10\%$, während des Biertrinkens $3,80\%$ der expirirten Luft.

Endlich hat Vf. auch das Blut nach längerem reichlichen Biergenusse bei 3 jungen, gesunden Männern auf das Verhältniss der festen Bestandtheile und des Wassers in demselben untersucht und die Festtheile sowohl des Blutkuchens, als des Serums und des Faserstoffs vermehrt gefunden. Auch sei die Röthung des frischen Blutkuchens nicht so rasch und weniger vollständig beim Biertrinken vor sich gegangen als im Normalzustande, und haben sich die „entfärbten kernlosen Blutkörperchen, die letzten Residuen der absterbenden Blutbläschen“ vermehrt gefunden. (Uhle in Schmidt's Jahrb. 1854. Nr. 8.).

Zur Pharmacodynamik.

Beitrag zur Wirkung des Santonins auf das Sehorgan. Von Dr. med. A. Knoblauch in Frankfurt a. M. In der 4. Auflage von Oesterlen's Handbuch der Heilmittellehre heisst es pag. 487, wo von den physiologischen Wirkungen des Wurmsamens die Rede ist, als welche sich Ekel, Colikschmerzen etc., überhaupt heftige Reizung der Verdauungswege in grösseren Dosen ergeben sollen: „Derartige Fälle haben z. B. Posner (Med. Centralztg. Nr. 40. 1850), L. Spengler (Deutsche Klinik, Nr. 46. 1850) schon von einigen Gran Santonin beobachtet. Da und dort sollen auch Kranke nach dem Verschlucken dieser Substanz Alles grün oder gelb gefärbt gesehen haben.“

Eine Bestätigung dieser letzteren Thatsache zu liefern, ist der Zweck gegenwärtiger Zeilen. Da ich von dieser Wirksamkeit des Santonins auf das Sehorgan — ich bekenne es zu meiner Beschämung — keine Kenntniss hatte, so dürfte die nachfolgende Mittheilung um so eher als das Resultat einer vorurtheilsfreien Beobachtung angesehen werden, deren etwaige weitere Verwerthung den Experimentatoren und Physiologen von Fach anheim gegeben werden muss. Ich nahm am 14. Nov. d. J. Morgens 9 Uhr die erste Dosis Santonin, bestehend aus gr. iij, um 10 Uhr die zweite, und um 11 Uhr die dritte, deren jede gleichfalls aus gr. iij bestand, in Summa also in einem Zeitraum von 3 Stunden 9 Gran Santonin. Schon um 10 Uhr kam mir es vor, als wolle die Sonne (es war ein trüber, nebliger Tag) durch die Nebel brechen; eine solch' gelbliche Beleuchtung nahm die Atmosphäre und alle weissen Gegenstände an. Bis um 11 Uhr war das Gelbliche schon entschieden zu Gelb geworden. Da ich nun keine Sonne zum Vorschein kommen, auch keine von der Sonne erleuchtete Wolke sah, deren reflectirtes Licht jene gelbe Färbung aller meinem Gesichtsfelde sich bietenden Objecte erklären hätte können, kam ich auf den Gedanken, dem Santonin jenes Gelbsehen zuschreiben zu müssen. Um jedoch meiner Sache ganz sicher zu sein, erkundigte ich mich bei meinem um diese Stunde mit mir zusammentreffenden Collegen, was für eine Färbung die Atmosphäre und ob es nicht den Anschein habe, als ob die Sonne zu scheinen beginnen werde. Als derselbe solches entschieden verneinte, den Tag vielmehr als einen düster nebligten von grauweisser Farbe schilderte, war freilich kein Zweifel mehr, dass die den ausser mir befindlichen Objecten angedichtete gelbe Färbung nicht von ihnen selbst ausging, sondern von meiner physiologisch oder pathologisch (?) alterirten Retina auf sie übertragen wurde. Bis um 12 Uhr blieb jenes intensive Gelbsehen fast aller heller Gegenstände; die dunklen zeigten keine wesentliche Veränderung; so blieb schwarz schwarz, roth roth u. s. w., nur gelb bot bei flüchtigem Darüberhinschauen eine rothe Farbe dar, während es beim anhaltenden Betrachten gelb blieb. Von 12 Uhr an begann nun jenem Gelbsehen eine grünliche Mischung sich beizugesellen, mit nichts Besserem vergleichbar, als wenn man durch ein Stück einer gelbgrünen Weinflasche die Gegenstände betrachtet. Nun war Alles intensiv gelbgrün, selbst die dunklen Farben standen nicht mehr in ihrer Reinheit da, sondern hatten einen derartigen Lustre. Die einzige Ausnahme machte roth, welches (als ich z. B. auf die glühenden Kohlen im Ofen sah) dunkel violett sich präsentirte, eine für das Auge zu jener Zeit höchst wohlthätige Empfindung.

Dieses Grüngelbsehen erlitt nun keine Veränderung mehr, war aber für das Auge so widerwärtig und angreifend, dass ich möglichst bald, in der Hoffnung einer verminderten Wahrnehmung dieses Farbentones, zur künstlichen Beleuchtung mittelst Oelgas griff. Wirklich trat auch eine wohlthätigere Wirkung für das Auge ein, so dass dasselbe wieder zu arbeiten im Stande war, indem jene gelbgrüne Färbung sich nur noch an den Conturen der Gegenstände bemerklich machte, während deren ursprüngliche Farben wieder in ihrer Echtheit dem Auge zugänglich waren. Bemerken will ich noch, dass während dieses ganzen, höchst peinlichen Zustandes das Auge selbst durchaus keine, weder von mir noch Andern wahrgenommene Veränderung zeigte; so unterschied es ebenso deutlich und scharf sowohl grosse als kleine Gegenstände, die Pille war gegen Lichtreiz in gleicher Weise empfindlich, wie im normalen Zustande. Dasselbe schmerzte weder, noch zeigte es sich geröthet, thranend oder lightscheu. Auch im Gesamtbefinden trat ausser etwas Uebelkeit zu der Zeit, als das Gelbgrüne seine grösste Intensität erreicht hatte, keine sonst auffallende Anomalie ein; weder Kopfschmerz, noch Schwindel, noch Colik, noch Durchfall. Letzterer folgte erst einem Mittags um 3 Uhr genommenen Inf. Sennae c. Magn. sulf. Nach einer unruhigen Nacht waren am 15. alle krankhaften Erscheinungen Seitens des Sehorgans verschwunden; ob in Folge des genommenen Laxans, oder ob auch ohne dessen Hinzuthun der Zustand wieder zur Norm zurückgekehrt wäre, bleibt unentschieden. Da ich mir nicht getraue, eine Erklärung dieses immerhin merkwürdigen Phänomens zu geben, so möge es hier genügen, auf ein nüchtern beobachtetes und der Wahrheit gemäss erzähltes Factum aufmerksam gemacht zu haben. (Deutsche Klinik. 1854. Nr. 35.).

Zur Therapie.

Tinctura Benzoes gegen wunde Brustwarzen. Seit einigen Jahren schon bedient sich Dr. Bourdel der Tinctura Benzoes gegen Excoriationen und Schrunden der weiblichen Brustwarze. Nicht nur dass die Warze binnen wenigen Tagen heilt, bietet das Mittel durchaus keine Inconvenienz für den Säugling dar, welcher oft unmittelbar, nachdem jenes aufgetragen worden, die Brust nimmt, so dass Stockungen in derselben verhindert und vorhandene schnell beseitigt werden. Die Tinctur wird mittelst eines Haarpinsels zu wiederholten Malen aufgetragen, und der Auftrag so oft erneuert, als das Kind die Brust genommen hat. Die erste Application geschieht am besten durch den Arzt selbst, theils um das Verfahren zu zeigen, theils weil sie eben zum erstenmal etwas schmerzhaft ist; wiewohl der Schmerz nie länger als eine Viertelstunde dauert, und sich hierauf eine Erleichterung einstellt, wie sie früher nicht vorhanden gewesen. Die aufgetragene Tinctur bildet, nachdem sie getrocknet, einen dünnen Ueberzug, der die kleinen Wunden schützend einhüllt, nichtsdestoweniger aber das Abfliessen der Milch zulässt, sobald das Kind angelegt wird, sei es, dass jener Ueberzug durch die Mundflüssigkeiten des Kindes oder durch die Wärme aufgelöst werde.

B. hat auch mit der Tinctur des Balsamus toltanus in einigen Fällen glückliche Versuche gemacht, und glaubt diese der Benzoesäure zuschreiben zu müssen, welche auch in jenem Mittel enthalten ist; indess müssten hier zahlreichere Beobachtungen vorliegen, um dem Bals. toltan. eine gleiche Zuverlässigkeit, wie der Benzoe selbst, zuschreiben zu können. (Gaz. méd. d. Toulouse und Revue med.-chir. Juni 1854.).

— Abortivbehandlung der Phlebitis mit fliegenden Vesicatore. Nonat wendet seit einiger Zeit mit günstigem Erfolge fliegende Vesicatore in der Behandlung der Phlebitis an, die an den Gliedmassen, sei es in Folge des Aderlasses, sei es in Folge eines typhösen Fiebers oder jeder andern fieberhaften Krankheit, entstanden ist. Er begleitet diess Mittel, das er bei den ersten Symptomen der Phlebitis applicirt, mit keiner örtlichen oder allgemeinen Blutausscheidung, und die fliegenden Vesicatore werden längs des ganzen Laufes der entzündeten Vene applicirt.

In allen Fällen, in welchen Nonat diese Behandlung in Gebrauch gesetzt, hat er binnen etwa 8 Tagen die Krankheit aufgehört gesehen.

Es existirt gegenwärtig in der Abtheilung dieses Arztes in der Pitió eine 28 Jahre alte Kranke, bei welcher die in Rede stehende Medication einen vollständig guten Erfolg gehabt hat. Diess Frauenzimmer wurde von einer Phlebitis ergriffen, die während der Convalescenz von einem typhösen Fieber rasch die Venen der unteren Extremität rechterseits befiel. Es kam ein Oedem hinzu, welches den Oberschenkel einnahm und sich über das ganze Unterbein erstreckte. Es wurde über den ganzen Lauf der Femoralvene ein Chantharidenpflaster applicirt, und von dem andern Tage an verschwanden die Symptome in schnell steigend zunehmendem Grade.

Nonat hat in 8 Fällen von spontaner Phlebitis der unteren Gliedmassen, und in 4 Fällen, die auf Venäsection gefolgt waren, mit erwartetem Erfolge seine Zuflucht zu dieser Medication genommen. (Abeille méd. 31. 1853. Deutsche Klinik, Nr. 35.).

Zur Pharmacologie.

Volkshilfsmittel im Orient. Der Gebrauch der Perlen als Arznei in frühern Zeiten ist uns aus den pharmacologischen Werken bekannt, jedoch ist derselbe obsolet geworden. Unter dem gemeinen Volke jedoch des Orientes und von den empirischen Aerzten werden die sogenannten kleinen Staubperlen, die man früher *Partae textiles* nannte, noch angewendet und ganz besonders jene, die man sehr häufig in der in Griechenland so häufig vorkommenden Seidenmuschel (*Pinna nobilis*) zu finden Gelegenheit hat. Diese in Pulverform angewendeten Perlen werden gegen spasmodische Krankheiten der Kinder gegeben, und ebenso soll auch der *Byssus Pinnae nobilis* im verkohlten Zustande auf einigen Inseln des griechischen Archipels angewendet werden. Der *Byssus*, der aus der Pinne — *Πίνες*, *Pinna nobilis* genannt — herausragt, wird vom Seewasser durch oftmaliges Abwaschen gereinigt und sodann verkohlt. Dieser *Byssus combustus* gilt als *Remedium antispasmodicum*. Ein noch viel grösserer Gebrauch dieser Perlen wird noch heutzutage im Oriente gemacht und verschiedene Mantsunperlen, das *Electuarium* enthaltend, werden von den arabischen Aerzten, als stärkende Eigenschaften besitzend, angewendet, jedoch dienen dieselben zu gleicher Zeit auch, um die Habsucht dieser Aerzte zu befriedigen. Es ereignet sich sehr häufig, dass diese Komposaniten, d. i. empirische, mit Medicamentenkästen herumziehende Aerzte, den leichtgläubigen Leuten Dukaten, Perlen, kleine Diamanten abfordern, um selbe zur Bereitung des einen oder des andern stärkenden Medicamentes, *Kuhwetly Ilag*, zu verwenden. Zur Heilung der Gelbsucht werden gegen Abend einige *Fluria* (*φλουρία*, Dukaten) in Essig oder in sauren Wein gelegt und die Flüssigkeit dem Mond- oder auch Sonnenlichte ausgesetzt, damit sich dieselben auflösen sollen, die sich sodann in der Tasche des Hakims oder des *Exochotaton* (denn das ist der Name des Arztes im Oriente, v. *Ἐξοχώτατος*); und mit dem Worte *Ἐξοχώτατε* wird der Arzt begrüsst) gelegentlich verflüchtigen. Nach geschehener Auflösung bekommt der Patient die Goldessiglösung zu trinken. Auf ähnliche Weise werden auch die Perlen in einem Scherbet aufgelöst und als Roborans den abergläubigen Orientalen zum Trinken gegeben. Dieser muthmasslichen Heilkraft als *Antispasmodicum* ist nun die Aeusserung *Caesalpin's De Margaritibus* ganz entgegen: „*Vires quoque in Medicina consentiunt, ut enim Dioscorides Epilepticis propinat, sic Arabes ad roborandum cor exhibent; nam cum temperamentum eorum constituatur frigidum et siccum, parvas humiditates exsiccare possunt, sanguinem cordis clarificare, conferre cardiacae, tremori cordis et symptomatibus melancholicis ex humorum pravitate ortis; ab iisdem autem Epilepsia nascitur.*“

Zu den während der Sommermonate häufig vorkommenden Pflanzen gehört das *Ecballion Elaterium* s. *Momordica Elaterium*, von den heutigen Griechen *Ἀγριαγκουρία*, d. h. wilde Gurke, oder auch in einigen Theilen des Landes *Eselsgurke* genannt. In den alten Zeiten hiess dieselbe *Σικὸς ἄγριος* — wilde Gurke bei Dioscorides. Den Beinamen *Elaterium* erhielt dieselbe von dem griechischen Worte *Ἐλατῆρ* — Schraube, Faser — weil die Alten das Hinausschleudern des Saftes und der Samen dem gewaltsamen Zer-

reissen dieser Schraube zuschrieben. Den Saft derselben nannte Dioscorides und Theophrastus *Ἐλατῆριον φάρμακον*.

Theils innerlich, grössentheils jedoch äusserlich, wird der frische Saft angewandt, und zwar bei Gelbsucht wird der Saft durch die Nase aufgezogen; der Erfolg dieses Einschlüpfens durch die Nase besteht in dem Ausflusse einer tiefgelben Flüssigkeit, die oftmals mehrere Tage lang andauert. Eine ausserordentliche Anwendung besitzt eine Salbe aus dem frischen Saft der Springgurke, mit Oel vermischt, gegen rheumatische Leiden und Hunderte von Menschen, die diese Salbe gebrauchen, bezeugen die ausserordentliche Wirksamkeit dieser Mischung gegen Rheumatismus. (Dr. X. Landerer in Athen.).

Miscellen.

Protein gegen Scrofulose. Schon früher wurde einmal das Protein zur therapeutischen Anwendung empfohlen, ohne in dieser Beziehung, vielleicht aus Zufall, die gebührende Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich gezogen zu haben. In neuester Zeit hat sich nun Taylor dieser Medication bei der Scrofulose mit vielem Erfolg zugewendet, indem er in zahlreichen Fällen Kinder, die mit scrofulösen Tumoren und Geschwüren behaftet gewesen, durch den Gebrauch des Proteins einer vollständigen Genesung zugeführt. Meist hatte er diese Substanz mehrere Monate hindurch brauchen lassen, so das 2- bis 3-mal im Tage 3 Gran davon in etwas Zuckerwasser genommen wurden; manchmal wurde die Gabe bis auf 5 Gran erhöht, und hie und da mit einem Gran von *Carb. sodae* verbunden. In der hohen hystogenetischen Bedeutung des Proteins läge jedenfalls eine Aufforderung zu weiteren Heilversuchen mit dieser Substanz. (*Gaz. d. hôp.* Nr. 72.).

— Das sogenannte Schmiedescamp'sche Mittel gegen die Hundswuth besteht in Folgendem. *Anagallis Phoenicea* (die reifen und glänzenden Beeren), *Artemisia vulgaris* (die Köpfechen), *Plantago major* (ganze Pflanze mit Wurzel), *Galium Apparine* (die beiden letzten um *Jakobi* gesammelt), von jedem eine Handvoll in einer Mass Bier langsam gekocht, dann durchgeseiht; darauf wird in die Flüssigkeit geschüttet: gestossene Lorbeeren $1\frac{1}{2}$ Loth, *Philonium romanum* (ebenfalls eine Opiumlatwerge, die in jedem Loth über 6 Gran Opium enthält) $\frac{1}{2}$ Loth; die Flüssigkeit dann bis auf $\frac{1}{2}$ Mass eingekocht. Der Gebissene erhält davon täglich 4-mal, je nach dem Alter 3—7 Esslöffel voll. Zugleich soll die Bisswunde 4 Wochen lang offen und in Eiterung erhalten werden.

Notizen.

Der Minister des Innern hat zu Kreisärzten im Lemberger Statthaltereigebiete, die Kreisärzte und Doctoren der Medicin Heinrich Kratter für Zloczow, Moriz Rohrer für Lemberg, Heinrich Stecher von Sebenitz für Czortkow, Kaspar Kosteki für Sanok, und Karl Sporn für Przemysl, ferner die Bezirksärzte und Doctoren der Medicin Julian Ritter v. Madejski für Brzeszan, Leop. Zacherl für Kolomea, Ignaz Krauss für Sambor, und Joseph Ritter v. Moczarski für Stanislau, dann den Criminalgerichtsarzt Med. Dr. Rudolph Kube für Zolkiew, den Kreiswundarzt Joseph Smialowski für Stry, und den Stadtarzt Med. Dr. Joseph Schulbaum für Tarnopol ernannt.

— Prof. Sigmund ist von einer wissenschaftlichen Reise, die er im Anschlusse an seine früheren Forschungen in das kroatisch-illirische Litorale unternommen hatte, zurückgekehrt.



Wir ersuchen jene Herren, deren Pränumeration mit der vorigen Nummer zu Ende ging, ihr Abonnement für das mit dieser Nummer beginnende zweite Quartal, damit keine Unterbrechung in der Versendung stattfindet, baldigst zu erneuern.

ACERATHERIUM INCISIVUM. KAUP.

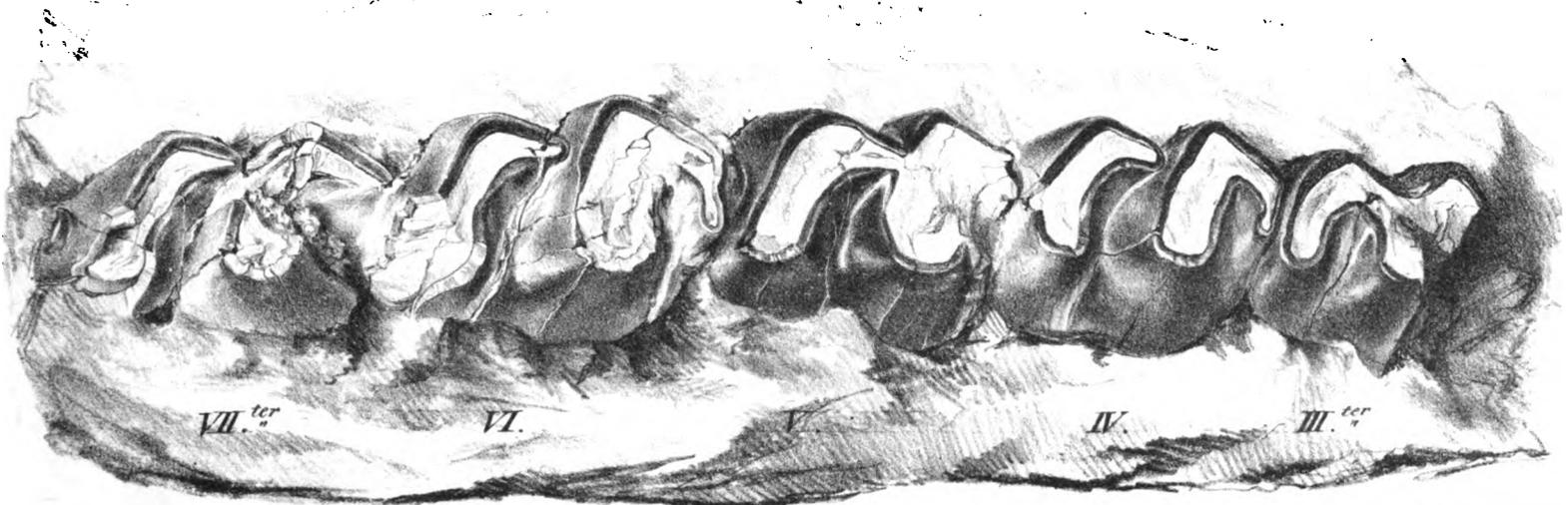


I.



III^{ter} linker Backenzahn, von verschied. Seiten angesehen.

II.

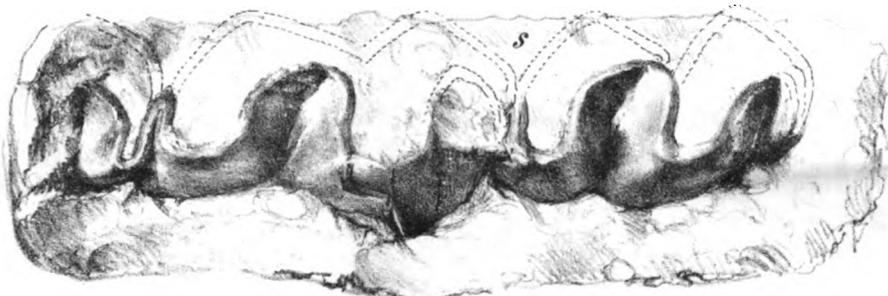


Linker Unterbackenzahn.

III.



17^{ter} linker Unterbackenzahn.



IV.

Bruchstück vom
linker Unterbackenzahn

